

Manfred Altenburg bewachte im Aufhauen der jungen Morgenpracht sein frühes Aufstehen nicht. Ihm war seit Tagen leichter zumute als sonst. Er wollte keinen Grund dafür und schrieb es dem Frühlingswetter zu. Auf halber Höhe des sanft ansteigenden Bergweges stand eine Bank. Er setzte sich einen Augenblick, um das Bild der noch friedlich schlummernden kleinen Stadt zu betrachten.

Da klangen neben ihm leise Schritte, und als er sich umblöte, sah er in Paula Sievers' ernstes Gesicht. Er sprang auf, zog tief den Hut und wollte sie ansprechen, doch ohne seinen Gruß zu erwidern, war sie schnell vorübergegangen. Unmutig glitten seine Augen ihr nach. Da sah er den kleinen weißen Eimer in ihrer Hand und lächelte. Osterwasser! Nicht sprechen, nicht lachen! Daß er's beinahe vergessen hatte! Ob sein Gruß den alten Glauben auch schon zumichte machte? „Dummheit!“ sagte er ganz laut. „Aber ich will sie fragen.“ Mit einem Male fiel ihm ein, daß er sein Osterwasser nun auch verschert hatte. Da lachte Manfred Altenburg, der herzkranken Rentmeister des Herzogs von Ujest, zum erstenmal seit langer Zeit fröhlich auf und schritt mit diesem Bachen auf sonnenhellen Wege in den Bergwald hinein...

Paula Sievers kam aus der Kirche. Sie war heute bei des Pfarrers Worten sehr unaufmerksam gewesen und hatte im Chor zweimal verfehrt eingelegt, daß der alte Kantor lange seine beste Sängerin ganz erschrocken ansah. Mit verbundenen Augen, aber nett und frisch in dem neuen blauen Kostüm und dem weißen Samtbut, trat sie in den schmalen Korridor, den ihre Mutter öffnete. „Paula, leg' schnell ab und geh rein. Was meinst du bloß, wer da ist? Ich bin noch ganz verdüst. Nach doch nur!“

Klugerig trat das junge Mädchen über die Schwelle des Wohnzimmers und fuhr betroffen zurück. Altenburg erhob sich und ging ihr entgegen: „Liebes Fräulein, der Rentmeister Altenburg ist ein ungeschickter Gesell. Verdirbt Ihnen das Osterwasser und will nun um Nachsicht und Entschuldigung bitten. Nicht wahr, mein Gruß heut' früh hat Ihrem Wasser die Kraft genommen?“

Paulas Befangenheit wich. Sie lachte leise auf. „Ich weiß nicht, so genau kenn' ich mich nicht aus mit den Wundergesesen. Aber Verzehrung deswegen ist Ihnen gern gewährt, wenn auch Sie mir mein unhöfliches Schmelzen vergeben.“

Er bot ihr die Hand. „Ich fühle mich in Ihrer Schuld. Sagen Sie mir einen Wunsch, den Sie gern erfüllt hätten, ja? Was kann ich tun, um meine Lortheit gutzumachen? Bitte, sagen Sie mir, was hätten Sie gern?“

„Seien Sie unser werter Ostermittagsgast!“ Unwillkürlich flog's ihr vom Munde. Einen Augenblick wollten die alten Schatten sich über sein Gesicht breiten, aber dann sah er die blühenden Narzissen und Tulpen am Fenster, hörte des Kanarienvögelchens fröhliches Osterlied, sah auf Markt und Dächern helle Sonne und vor sich ein liebliches Gesicht mit braunen Augen. Und auf einmal war ihm, was vor einer Woche im Turmgemach des Schlosses er nicht geglaubt: daß das Leben ihm noch Vieles und Gutes schenken wollte, wenn er es im Augenblick auch nur ahnend fühlte. Beim Essen war er heiter wie in früheren Tagen, und als Paula Sievers sich näher ans Klavier setzte und anstimmte: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit!“, schloß er die Augen mit tiefem Aufatmen, als habe auch seine Seele in Wunden gelegen und sei auferstanden zu neuem Frieden und neuer Freude.

Es gab den ganzen Sommer ein großes Gerede hin und her, was den stolzen Rentmeister wohl zu der Paula Sievers ziele, die doch schon im alten Register stand. Der alte Apfelbaum in Kaufmann Kruses Garten hätte es erzählen können, aber der schwieg und kreuzte sich still über das aufkeimende Glück zweier einharnier Menschenherzen...

Sommer und Herbst vergingen, Weihnachten flog dahin, die Osterwasserflasche auf dem Waschtisch wurde täglich leerer, und niemals hatte sich Frau Sievers heißer und wohler nach seinem Gebrauch gefühlt, als in diesem Jahre. Oder machte es, daß sie sah, wie Paula aufblühte in stiller Seligkeit?

Osterheiligabend stand Manfred Altenburg bittenden Auges vor seiner lieben Freundin. „Fräulein Paula, wollen wir morgen zusammen Osterwasser holen?“

Sie nickte heiter, und doch lag in den Braunaugen eine stumme Frage. Er verstand sie nur zu gern. Leise legte er ihr den Arm um die Schulter. „Paula, hebe, gute, du hast mein Leben mit Osterwasser erfüllt, es wieder frei und froh gemacht. Willst du's dafür als Geschenk annehmen?“ Sie barg beglückt ihren Kopf an seiner Brust.

Still gingen zwei Glücklich am Ostermorgen der Sonne entgegen.

### Wenn mein Kranz verblüht ...

Eine Otergeschichte von Eugen Stangen.

Die Nachmittagsonne gleitet durch die stillen Räume und bleibt dann gleißend auf einem goldenen Vorberkranz haften. Der hängt vor einem lebensgroßen Bilde, dem Bilde Heilmars Lindholts als Hans Heiling. Fast mythisch redt sich die schlanke, hohe Gestalt empor mit dem visionären Blick — Hans Heiling vor dem Portal der Felsenkirche im letzten Alt. Drinnen in dem kleinen Kirchenlein wird sie, deren Liebe ihn erlösen sollte, die Braut eines anderen. Er hört die tiefen Akkorde der Orgel, das Läuten der Glocken, die ihm das Grabgeläute klingen.

„Wenn mein Kranz verblüht, wenn mein Herz gebrochen, dann — ja dann hab' ich Wiederkehr versprochen...“

Die erste, blasse Frau, die in einer Schale zu Füßen des Bildes Anemonen, die Blumen des Bergessens, geordnet, läßt sich müde in einen Sessel gleiten und blickt zu dem Bild empor. Gegen die Erinnerung ist kein Kraut gewachsen, auch die Anemonen,

die Blumen des Bergessens, sind machtlos über sie. Damals, als sie — Rosario von Weitschel — die Königin der Erdgeister sang, in der alten Marschner-Oper — sang er ihren Sohn, den Hans Heiling. Und damals in Hamburg — ein Schauer rann ihr über die Seele, als er ihr entgegenklang: „Wenn mein Kranz verblüht“ — Damals ist sie sein Weib geworden. Für ein paar Jahre, ein kurzes, überfülltes Glück, dann trat die andere in sein Leben, die Blonde, eine Fürstin... stumm und stolz hatte Rosario in die Scheidung gewilligt.

Ein paar Jahre blieb sie noch bei der Bühne, so lange ihre Kontratte liefen, dann zog sie sich unter ihrem Mädchennamen Frau von Weitschel in die Einsamkeit zurück, in das stille Tal, in dem das Haus steht, das einst ihr Vater gekauft hatte, als er sich von seinen Meisen die schöne Spanierin mit heimbrachte, ihre Mutter.

Vater und Mutter sind lange tot, und sie selbst ist nun schon fast — eine alte Frau.

Ueber dem stillen Tal draußen liegt sonniger Friede.

Osterfönnabend ...

Rosario erhebt sich, sie will einen Atemzug Denglust schöpfen. Als sie an dem großen Wandspiegel vorbeischiebet, hält sie inne. Ist sie das wirklich, diese ernste, schwarze Gestalt mit dem blassen Gesicht? Und heut' steht sie es zum erstenmal, auch ihr Haar, das berühmte schöne, rotbraune Haar, ist grau geworden, als sei ein Meiß darauf gefallen. Seit jener Zeit, da er gegangen, hat sie nur schwarze Gewänder getragen, immer schwarz. Und heut' überkommt sie fast Sehnsucht nach einem weichen Kleid, heute, mit fünfzig Jahren. Wunderlich! Das macht diese lenzweiche Osterstimmung. Sie seht sich auch plötzlich, daß einer ihren Namen wieder einmal aussprache. „Rosario“. Heilmars Lindholt sprach ihm immer mit einem ganz eigenen, vibrierenden Klang, er hatte den schönen fremden Namen so sehr geliebt. Einst! Sie zieht die hochgeschmungenen Brauen, dieses „Erbeil der spanischen Mutter“, noch höher, lächelt bitter, und — legt doch einen weichen Spitzenkragen über das schwarze Gewand.

Langsam schreitet sie dann durchs Tal, den seltsamen Pfad empor zu den einsamen Höhen. — Immer aber bohrt sich der Gedanke in ihr Hirn: „Warum hört man seit drei Jahren nichts mehr von einem Aufstreten Heilmars Lindholts?“

Rosario von Weitschel hält inne. Welch ein poetisches Bild. Zwei Büben sind damit beschäftigt, ein Kreuzstück zu schmücken, das mitten im Stein geröll steht, wo zwei Pfade sich kreuzen. Frühlingsblumen liegen auf dem Steingeröll, und eben klettert der eine Bube dem anderen auf die Schultern und drückt dem Heiland einen blühenden Kranz aufs Haar. Unter den Frühlingsblumen verschwindet die Dornenkrone.

Das alte Gilmische Lied von den drei Kränzen fällt ihr ein, das sie einst oft gesungen:

„Den dritten, Blumen des Feldes, leg ich dem Heiland aufs Haar, er soll keinen Dornenkranz tragen in meinem selbsten Jahr.“

Rosario legt sich auf die Bank an der Wegkreuzung, die Büben haben die Osterstüte vollbracht, sind talwärts gesprungen. Sie ist allein, ganz allein auf der einsamen Höhe. Da singt sie hinaus in den sinkenden Tag.

Sie hat lange nicht gesungen, aber die Stimme hat nichts eingebüßt an Fülle, Macht und Schönheit. Rosario fühlt, sie könnte heut' noch ihre Kunst ausüben, so ergreifend, so lieghast wie je...

Das Geräusch eines rollenden Steines läßt sie auffahren, drüber an der Wegbiegung, zwischen ihr und dem Heiland, steht ein Mann. Eine schlanke, in dem klaren, weißlichen Höhenlicht fast überblante und übergroß erscheinende Gestalt, in schwarzem Rock, aber schönlich aussehend, krank und verkommen. Sein klatterndes Haar ist grau und ungepflegt; ein Bettler? —

Die Erscheinung tritt näher. „Rosario!“ Ein seltsam vibrierender Klang... Da richtet die Frau sich wie taubend hoch. Als müsse sie etwas Schreckliches abwehren, streckt sie ihre Linke weit von sich. Dann bricht es wie ein Schrei von ihren Lippen: „Heilmars!“

„Ja, ich, Rosario, dein Singen wies mir den Weg.“

„Du hast mich heimgejungen.“

Die Frau starrt ihn noch immer wie entgeistert an. Ja, das sind die scharf gemerkten, edlen Züge, die sie so namenlos geliebt, das sind die großen, hellen, machtvollen Augen mit dem zuweiten fast visionären Blick, aber so anders, ganz anders, wie verheert, verwüstet, krank, elend, verkommen. Das erschüttert sie.

„Und was suchst du hier? Hier, bei mir?“

Er lächelt müde.

„Frieden — Rosario!“

„Und die andere, die Fürstin?“

Eine eigentümlich wegwerfende Handbewegung.

„Wir sind lange, lange auseinander, so lange schon, daß sich kaum noch das Erinnerung findet.“

Rosario ist auf die Bank zurückgefallen. Noch immer fassungslos starrt sie geradeaus in die Augen des Heilandes, der unter seinem Blütenkranz schmerzvoll zu ihr niederblickt.

Und wieder tönt Heilmars Lindholts Stimme mit dem seltsam vibrierenden Klang.

„Darf ich mich setzen, Rosario, ich bin so müde.“

Da rückt sie zur Seite.

Drunten im Tal beginnen sie die Glocken zu läuten.

„Kun läuten sie die Otern ein.“ sagt Heilmars und legt seine Hand auf die schmale Linke der Frau.



„Rosario, weißt du noch, wie wir zum ersten Male in Hamburg zusammen sangen? Nun sieh, ich habe nichts mehr zu verlieren, meine Stimme ist hin, verloren für immer.“

Er hält inne, so sah hat Rosario sich gewandt.

„Verloren? Diese einzig schöne, herrliche Stimme, verloren?“

Er nickt trostlos.

„Und nun, ehe es ganz zu Ende mit mir geht, wollte ich dich noch einmal sehen, die du meines Lebens Liebe bist, das einzige wahre Glück!“

Sie will ihn unterbrechen: „Du vergißt —“

Über er redet weiter: „Das andere, das war kein Glück. Ein Hauch, eine unselige Leidenschaft, ein Freilich, das mich in Sumpf und Moor gelockt; sprich nicht davon! Die ohne Schuld sind, mögen mit Steinen auf mich werfen. Gut denn!“

Eine Weile herrscht Schweigen, dann versucht er zu singen:

„Wenn mein Kranz verblüht, wenn mein Herz gebrochen, dann, ja dann — hab' ich Wiederkehr versprochen.“

Das erschütternde Heilinglied. Die Stimme aber, die so wunderbar, wie nie eine zuvor, es gesungen, ist heiser, blechern, wimmernd geworden, nur noch ein klangloses Gedächtnis.

Das treibt Rosario die Tränen in die Augen.

Mein Gott, und ihre Stimme ist so blühend wie nur je. Wie ist sie überreich gegen ihn!

Heilmars läßt seinen Kopf an ihre Schulter sinken.

„Mein Kranz ist verblüht, mein Herz ist gebrochen, da halte ich mein Versprechen, da komme ich wieder. Stößt du mich von dir, Rosario? Ich will ja auch wieder gehen; nur deine Vergebung möcht ich mit mir nehmen, Frieden.“

Drunten im Tal läuten sie immer noch die Otern ein. Aber die Sonne ist fast ganz gesunken, und es weht kalt die Bergwind herauf.

Heilmars Lindholt schauert zusammen wie im Fieber. Er hat keinen Mantel um die Schultern. In der blaffen, ersten Frau wölgt es übermächtig empor.

Rosario hat sich oft vorgestellt, wie es sein müßte, wenn er je einmal wiederkehren würde, und immer sah sie ihn stolz, strahlend, triumphierend. Und ihr Herz wurde hart bei diesem Anblick. Daß es so kommen könnte, das hatte sie nie gedacht; aber eben das macht sie wehrlos...

Ja, sein Kranz war verblüht...

Die tiefen, fernen Glockenklänge tönen noch immer, klingen und sagen vom Auferstehen und weben eine unsichtbare Brücke von Seele zu Seele...

Endlich wendet sich die blass Frau.

„Komm.“ Und sie steht auf.

„Wo hin?“ fragt er unsicher.

Sie deutet mit der Hand hinab ins Tal auf das stille, grünspannende Haus.

„Heim.“ sagt sie mit einem tiefen, innigen Ton. Wie in ungläubigem Staunen und doch in aufgähender Hoffnung ergreift er ihre beiden Hände; die großen, hellen Hans-Heiling-Augen leuchten noch einmal auf wie in alter Zeit.

„Rosario, du hast mir vergeben, du hast noch einen Funken Mitleid mit mir?“

Ein Erröten huscht über das schöne ernste Frauengesicht, daß es fast jung und mädchenhaft aussteht.

„Ich habe nie aufgehört dich zu lieben, Heilmars.“

Da legt der verkommene Mann den Arm um die hohe, erste Frau. Engumschlungen, Schulter an Schulter schreiten sie den Weg hinab. Und die verscheidende Osterfonne legt ihre letzten Strahlen auf das stille Haus im Tal wie stumme, selige Willkommensgrüße...

### Osterglüd.

Von Viktor Erland.

„Jolande Dörken,“ rief der Mann in den Wald, und „Jolande“ brachte es das Echo zurück.

Strahlend blauer Himmel grühte den leuchtenden Frühlingstag, rings in den Büschen und Blumen zeigte sich das erste helle Grün, neues Leben kündend. Otern!

Wie sie sich wohl freuen würden, wenn er wiederkehrte, der Abtrünnige? — Er lachte bei diesem Gedanken hell auf. Freilich, Bedenken kamen ihm: Jolande Dörken war jung und — schön; er aber, der Jugendfreund und Gespieler, hatte sich fünf Jahre lang in Stillschweigen gehüllt, fünf Jahre! Für ihn war es in Stürmen vorwärts und immer weiter. Er hatte Zünder und Erdteile durchquert, nirgends hielt es ihn, nirgends fand er Ruh und Raft, er mußte weiter. In all seiner Schaffens- und Entdeckerfreude berichtete er ihr von all seinen Fahrten, gönnte in all seinen Briefen den persönlichen Dingen kaum ein Wort, viel zu unwichtig erschienen ihm das alles. Still und gleichnähig freundlich waren ihre Antworten, sie verstand ihn immer.

Dann führte ihn eine Expedition tief in das Innere Afrikas. Anstrengende Monate, Jahre wurden es. Er vergaß zu schreiben, wählte sich nur wie ein Schatzgräber in die Arbeit ein, gönnte sich kaum noch eine Freistunde. Und eines Tages stand die Heimfahrt bevor.

Der Mann atmete auf, da kam ihm wie aus weiter Ferne die Erinnerung: „Jolande Dörken!“ Mit ihr über die Unrast. Jetzt tritt es ihn nicht mehr hier.

Es trieb Robert Kretow nach Hause. Nach Hause? Sein Zuhause war ja bei den Dörkens, bei der schönen Jolande. Und dann die kleine Dore; mit den blonden Döngelbüßchen tollte sie immer um das Haus. Am stolzesten leuchteten die Backfischaugen, wenn der schmudef Student und dann junge Doktor so kameradschaftlich antergelacht an ihrer Seite schritt. Er mußte heute noch lachen, wenn er daran dachte, wie die Kleine so bewundernd damals zu ihm aufgeschaut, als er Abschied nahm; wie sie so herzerreißend weinte, wie es nur eben ein Jungmädels aus rechter Herzensnot heraus tat.

„Jolande Dörken,“ fast andächtig sprach der Mann das Wort. Dort, das ist die alte Gasse, und dort, hinter den knospenden Heden verborgen, das alte Pfarrhaus, so lieb und vertraut, als wäre er erst